

Benedikt Korf*, Conrad Schetter** & Daniel Wolfe***

Krieg und Frieden

* benedikt.korf@geo.uzh.ch, Geographisches Institut, Universität Zürich

** c.schetter@uni-bonn.de, Bonn International Centre for Conflict Studies (bicc) und Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn

*** swolfe@ethz.ch, Departement Bau, Umwelt und Geomatik, ETH Zürich

I.

Am 27. Februar 2022, wenige Tage nach dem Einmarsch russischer Truppen in die Ukraine, rief der deutsche Bundeskanzler im Bundestag eine ‚Zeitenwende‘ aus. Und der berühmte deutsche Philosoph Jürgen Habermas ließ sich mit dem Ausruf verlauten: „77 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und 33 Jahre nach Beendigung eines nur im Gleichgewicht des Schreckens bewahrten, wenn auch bedrohten Friedens sind die aufwühlenden Bilder eines Krieges zurückgekehrt“ (Habermas 2022: o. S.). Seit dem brutalen militärischen Angriff russischer Truppen auf die Ukraine habe sich etwas Grundlegendes geändert – die Friedensordnung Europas sei in Gefahr. Habermas vergisst jedoch, dass ähnliche Debatten bereits in den 1990er Jahren angesichts der Balkankriege geführt wurden – mit seiner Beteiligung (vgl. Merkel 2000).

Überhaupt geht die von Habermas und Scholz vertretene Sichtweise von einem Verständnis von eingehegten Staatenkriegen aus, das auf hoch formalisierten Austragungen von Gewalt beruht, die klar begrenzt sind: Kriege finden zwischen Staaten statt, die in einem symmetrischen Verhältnis zueinander stehen, indem sie sich gegenseitig als Kriegsgegner anerkennen. Kriege sind auf eine exakte Zeit (Kriegserklärung und -beendigung) und einen konkreten Ort (Schlachtfeld) festgelegt. Die Unterscheidung zwischen Zivilisten und Kombattanten ist essenziell und jederzeit erkennbar. Krieg entspricht einem mit Codizes und Normvorstellungen gespickten Akt, der im Kriegsrecht des internationalen Völkerrechts geregelt wurde. Frieden ist dann die geregelte Abwesenheit von Krieg.

Jedoch stellt der ‚geordnete‘ Krieg, wie er sich in Europa in der Neuzeit entwickelte, aus der Perspektive der *longue durée* wohl eher eine zeitliche und regionale Ausnahmeerscheinung der Globalgeschichte dar (vgl. Schetter 2017). So ging Ende des 19. Jahrhunderts die Entstehung einer nationalstaatlich aufgeteilten Welt mit einer spezifischen Ordnung des Krieges einher, die

nicht die Vorstellungen über Krieg in anderen Erdteilen und in anderen Zeitaltern widerspiegelte. Dies zeigt sich z. B. im Kriegsgeschehen in der Frühen Neuzeit, das durch ganz andere Logiken geprägt war, die v. a. darauf basierten, dass eine klare Grenzziehung zwischen Krieg und Frieden, zwischen militärisch und zivil etc. nicht zu ziehen war, wie Herfried Münkler (2002) eindrücklich beschrieb. Ähnliches war für die meisten Kriege außerhalb Europas kennzeichnend und ist es bis heute. Das im internationalen Völkerrecht verankerte Kriegsrecht generalisiert den spezifischen Fall europäischer Kriegsführung auf globalem Maßstab.

Dadurch erschienen Kriegsgeschehen, die nicht dieser Kriegsordnung entsprachen, aus der Perspektive europäischer Kriegsführung als barbarisch und ‚inhuman‘. So war es gerade das Kriegshandwerk, über das in den Zeiten des Kolonialismus und Imperialismus die ‚Überlegenheit‘ europäischer Zivilisation gegenüber ‚Barbaren‘ und ‚Wilden‘ zum Ausdruck gebracht und eine klare Grenzziehung vollzogen wurde. Diese Sichtweise ignorierte völlig, welche ungeheuerlichen Gewaltakte gerade in diesen Zeiträumen durch koloniale und imperiale Armeen begangen wurden. In ähnlicher Weise gilt hier einzuwenden, dass – trotz einer mehr oder weniger befolgten Anwendung der Kriegsregeln – gerade die zwei Weltkriege, die von Europa ausgingen, eine unvorstellbare Vernichtungswut mit sich brachten. So stellt sich die Frage, ob der Schrecken der verregelten Kriege des Ersten Weltkrieges weniger moralisch verwerflich ist als der systematisch gegen das Kriegsrecht verstoßene Dae’sh (Islamischer Staat) in Syrien und Irak.

Erst in den 1990er Jahren wurde der Öffentlichkeit gewahr, dass der verregelte Krieg eher eine Ausnahme als die Regel darstellte. Die Zeit des Kalten Krieges stand noch ganz unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges und war damit beschäftigt, die vielen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, die durch den Zweiten Weltkrieg verursacht worden waren (u. a. Dekolonialisierung, bipolare Weltordnung), neu zu ordnen. So waren es v. a. koloniale Befreiungs-

kriege, Sezessionskriege und Stellvertreterkriege der Supermächte, die die Zeit zwischen 1945 und 1989 zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung bestimmten. Der Staat als solcher stand in diesen Kriegen selbst nicht auf dem Prüfstand; vielmehr allein die Frage, wer diesen kontrolliert, welche ideologische Färbung dieser habe und ob man zu diesem oder einem anderen dazugehören wollte. Langanhaltende, schwelende Bürgerkriege, die sich einer ideologischen Zuschreibung entzogen, fanden natürlich auch statt, verliefen aber in der Regel unter dem Radar weltweiter Medienberichterstattung. Das änderte sich in den 1990er Jahren mit den Kriegen in Ruanda, Sierra Leone, Kongo und auf dem Balkan.

In diesem Kontext der späten 1990er Jahre erschien in der renommierten Zeitschrift *International Peacekeeping* ein Aufsatz des britischen Ethnologen David Keen mit dem provokanten Titel: „War and peace: what’s the difference?“, der in Auszügen in diesem Themenheft in deutscher Übersetzung dokumentiert wird. Als Provokation war dieser Titel gemeint, weil er sich gegen das Bild verregelter Staatenkriege wendete, in dem Krieg wie ein Fußballspiel mit zwei klar definierten Parteien und einem klaren Spielausgang gezeichnet werde, der nicht nur Anfang und Ende klar begrenze, sondern auch auf Gewinner und Verlierer – oder bei einem Unentschieden – auf einen Kompromiss setze. Krieg und Frieden erschienen hier als klar getrennt: „Krieg ist gewalttätig, und Frieden ist, nun ja, friedlich“ (Keen 2000: 1). In vielen Kriegen der 1990er Jahre, die Keen analysierte, würden sich diese Grenzen zwischen Krieg und Frieden jedoch verwischen und seien besser als Kontinuitäten und Übergänge zu verstehen.

Keen (2000) beschäftigte sich mit einer bestimmten Form von Kriegen, die im ausgehenden Millennium besonders den afrikanischen Kontinent heimgesucht hatten. In diesen Kriegen, so Keen, gehe es nicht darum, zu gewinnen, sondern eine bestimmte Form von Gewaltökonomie aufrechtzuerhalten: Die wichtigsten Ziele hierbei seien *erstens*, die eigenen bewaffneten Milizen möglichst wenig der Gewalt auszusetzen (d. h. im Umkehrschluss Gewalt vor allem gegen die Zivilbevölkerung und nicht gegen andere bewaffnete Gruppen), *zweitens* Ressourcen zu akkumulieren (um ihre Milizen zu bezahlen und sich zu bereichern) und *drittens* politische Opposition zu unterdrücken (vgl. Keen 2000: 2). Die Anreize dieser Gewaltökonomie – der deutsche Ethnologe Georg Elwert sprach von „Gewaltmärkten“ (Elwert 1997) – führe dazu, dass Krieg führen für einige Akteure attraktiv und deshalb die Beendigung solcher Kriege schwierig sei, oder aber Strukturen der Gewaltökonomie im ‚Frieden‘ – verstanden als offizielle Beendigung der Kampfhandlungen – weiterwirkten. Die Grenzen zwischen Krieg und Frieden würden dadurch diffus werden.

Keen (2000) bezog sich auf eine bestimmte Form des (Bürger-)Krieges der 1990er Jahre. Inwieweit lässt sich seine provokante Infragestellung des kategorialen Unterschieds von Krieg und Frieden dann auf andere Kriegsgeschehen anwenden? Beweist nicht der Krieg Russlands gegen die Ukraine die Rückkehr klassischer (imperialer) zwischenstaatlicher Kriege, wie sie im klassischen Kriegsrecht kodifiziert sind? Ist Keens Frage dadurch obsolet geworden? Das wäre eine vor-schnelle Schlussfolgerung. Denn bei genauerem Hinsehen erweist sich auch die sogenannte ‚Zeitenwende‘ vom 24. Februar 2022 nicht so sehr als eine klare Zäsur, sondern eher eine brutale Intensivierung eines diffusen Krieges, der gegen die Ukraine schon mindestens seit 2014 – und gegen die in der Peripherie Russlands gelegenen Länder Tschetschenien und Georgien schon sehr viel länger – eine traurige Realität ist.

In Abschnitt IV möchten wir darauf zurückkommen, wie Keens Frage die Sichtweise auf Russlands Krieg in der Ukraine anleiten kann. Davor besprechen wir jedoch noch, wie Krieg und Frieden in der Geographie behandelt wurden und zeigen auf, wie Keens Frage für eine differenzierte Analyse von Krieg und Frieden genutzt werden kann (siehe Abschnitt II). Zugleich nutzen wir Keens Frage zu einer Reflektion über die in diesem Themenheft versammelten Beiträge (siehe Abschnitt III).

II.

Mit Krieg und Frieden setzen sich in der Geographie auch Derek Gregory und Nick Megoran auseinander. In seiner einflussreichen *Transactions plenary lecture* an der RGS-IBG Jahreskonferenz 2008 lässt sich Gregory von zwei Gemälden Picassos inspirieren, die jener 1951 aus Anlass des Koreakrieges gezeichnet hatte. Picasso stellt Krieg und Frieden in zwei separaten Bildern dar (vgl. Gregory 2010: 154), wodurch deren Gegensatz und nicht die diffusen Übergänge zum Ausdruck gebracht werden, die Keen betont hatte. Gregory geht es in seiner Intervention um einen ‚spätmodernen‘ Krieg, den er als einen hoch-technologisierten Präzisionskrieg hochgerüsteter Militärmächte des Westens (vor allem der USA) in Ländern des globalen Südens zeichnet. Gregory denkt hier an die Interventionen der USA und ihrer Alliierten in Afghanistan. Auch wenn Gregory seinen Vortrag mit „Krieg und Frieden“ übertitelt, geht es in seiner Analyse doch vor allem um Kriegsführung. Dies kritisiert Nick Megoran in seiner kurz danach stattfindenden *Political Geography Lecture* von 2010: Die Geographie sei gut in der Analyse von Kriegen, aber nicht von Frieden (vgl. Megoran 2011: 178).

Megoran (2011) fordert deshalb eine Schärfung des Begriffsapparates (ohne selbst eine Definition von

Frieden vorzulegen) und ein politisches Engagement für den Frieden. Weder Gregory noch Megoran beschäftigen sich jedoch mit Keens Frage, was denn der Unterschied zwischen Krieg und Frieden sei. Sie bleiben daher einem Verständnis von Krieg und Frieden als fundamentale Gegensätze verbunden. Aus normativer Perspektive, z. B. zur Frage, welche Form von Frieden wünschbar wäre, die Megoran im zweiten Teil seines Beitrags antönt, ist diese Kategorienunterscheidung wichtig. Einem empirischen Verständnis gegenwärtiger Kriege steht sie jedoch eher im Weg. Denn auch wenn einige gewaltsame Konflikte wie in Afghanistan oder im Südsudan, Somalia und Darfur weit in die Zeit des Kalten Krieges hineinreichen, ist gerade der Zeitraum seit den 1990er Jahren dadurch geprägt, dass Kriegstypen vorherrschen, die sämtliche Verregelungen des Staatenkrieges zu entgrenzen scheinen. Diese Kriege werden deshalb oft als hybrid oder fluid bezeichnet. Durch die ‚Entregelung‘ des Krieges verschwimmen auch die im Völkerrecht kodifizierten Abgrenzungen von Krieg und Frieden.

Dazu möchten wir *sieben* Punkte ausführen (vgl. Schetter 2017):

Erstens wird im Krieg nicht länger das Privileg des Staates gesehen, sondern ganz unterschiedliche Gewaltakteure führen *ihren* Krieg: Staaten, Rebellen, Milizen, Gangs, Terroristen oder Wirtschaftskriminelle. Offensichtlich wurde diese Verwischung der Akteurskategorien bei der Annexion der Krim und dem Bürgerkrieg in der Ostukraine, wo die Grenzen zwischen Soldaten der russischen Armee und pro-russischen Milizen nicht greifbar waren und sich der Begriff der ‚grünen Männchen‘ einbürgerte, um den hybriden Status der Kombattanten zu beschreiben.

Daraus resultiert, *zweitens*, dass Kriege häufig asymmetrische Formen annehmen, in denen sich technisch hochgerüstete Armeen Rebellengruppen gegenüberstehen, die mit einfachen Mitteln (selbstgebastelte Sprengstofffallen, Attentate) kämpfen, wie etwa in Afghanistan oder im Irak; oder aber das genaue Gegenteil wie in Mexiko: Hier sind die Drogenkartelle oftmals weit besser militärisch ausgestattet und professioneller trainiert als die mexikanische Armee.

Drittens sind Kriege nicht mehr allein die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, wie es das berühmte Diktum von Clausewitz besagt, sondern mischen sich diese mit ökonomischen und individuellen Interessen, die im Krieg per se eine Unternehmung erblicken. Ob Drogen, Edelsteine, Mineralien oder seltene Erden: In der DR Kongo, Afghanistan oder Südsudan stellt die von Ressourcenausbeutung getriebene Gewaltökono-

mie eine wichtige Seite des Krieges dar. Die Eigenlogik dieser Gewaltökonomien kann zu einer ständigen zeitlichen und räumlichen Ausdehnung der Gewalt führen.

Demnach sind Kriege *viertens* nicht mehr zeitlich begrenzt, ja werden nicht einmal mehr ausgerufen oder beendet. Kriege beginnen irgendwann unmerklich, dauern an und hören wieder unmerklich auf. Phasen des Ab- und Anschwellens der Gewalt verlaufen häufig sowohl zyklisch wie im Lande selbst lokal/regional unterschiedlich. Zeiten des Krieges lassen sich kaum noch von Zeiten des Friedens abgrenzen.

Desgleichen gibt es *fünftens* keine Schlachtfelder mehr. Eine klare räumliche Begrenzung wird aufgehoben. Nicht nur, dass überall im Land der Krieg – teilweise in asynchroner Weise – wieder aufflackert und abebbt, sondern auch Nachbarländer werden zunehmend – ob als Rückzugs- oder als Aufmarschraum – einbezogen. Bürgerkriege machen selten an staatlichen Grenzen Halt und führen zu grenzübergreifenden Destabilisierungen oder gar länderübergreifenden Konfliktgürteln. Schließlich – wie die Attentate von Madrid, Brüssel, Paris oder Berlin zeigen – finden Kriege in Terroraktionen auch weitab vom Konfliktherd inmitten von Gesellschaften statt, für die der Krieg eigentlich weit weg erscheint.

Sechstens führt die Entgrenzung des Krieges zu einer Auflösung der Unterscheidung zwischen Zivilisten und Kombattanten: Gewaltakte richten sich direkt gegen die Zivilbevölkerung – oftmals mit dem Ziel einer völligen Vernichtung kulturell Anderer – wie etwa der Jesiden im Sinchargebirge im Nordirak oder der Nuer und Dinka im Südsudan. Andernorts verwenden Gewaltakteure die Zivilbevölkerung als menschliche Schutzschilde. Der Status des Kämpfers, der keine Uniform trägt und keiner anerkannten militärischen Einheit zugeordnet werden kann, verwischt die Grenze zwischen Zivilist, Soldat und Terrorist.

Siebtens hat sich der Krieg durch neue Technologien teilweise enträumlicht oder aber beschleunigt: So wird ein mit hypermodernen Drohnen und unbemannten Vehikeln geführter Krieg aus der räumlichen Distanz geführt. Das Schlachtfeld erscheint auf dem Bildschirm und Waffen werden aus der Distanz operiert. Militärische Interventionen können zielgenau und in kürzester Zeit ausgeführt werden, was sie nicht weniger brutal macht. Solche Technologien führen auch zu einer Militarisierung der Grenzregime Europas und der USA. Zugleich hat sich der Krieg auch in den Cyberspace verlagert, z. B. durch Attacken auf die IT kritischer Infrastrukturen. Gregory spricht deshalb vom „everywhere war“ (Gregory 2011).

In allen denkbaren Dimensionen verschwimmen die klaren Abgrenzungen, die einst die europäische Vorstellung von Krieg bestimmten. Damit wird aber auch das Bild von Frieden diffus. Der französische Philosoph Michel Foucault schreibt hierzu: „Man muss unter dem Frieden den Krieg herauslesen ... [denn] unter dem Gesetz geht der Krieg weiter: er wütet weiter innerhalb aller Machtmechanismen, auch der geregeltsten“ (Foucault 1986: 11f.). Gewalt gibt es im Krieg, aber eben auch im Frieden – und viele gesellschaftliche Institutionen spiegeln vergangene Kämpfe wider. Dies macht es auch schwierig, eine ‚Geographie des Friedens‘, wie sie Megoran (2011) vorschwebt, anzugehen. Denn die Entgrenzung des Krieges stellt auch an den Frieden ganz neue Fragen (Keen 2000: 18): Wessen Frieden wird verhandelt? Zu wessen Bedingungen? Welche Interessen kommen in einem Friedensschluss zum Tragen? Welche werden marginalisiert?

III.

Martin Doevenspeck und Gabriele Schrüfer greifen die Entregelung und Enträumlichung des Krieges in ihrem Beitrag explizit auf. Sie zeigen eine Reihe von geographischen Ansätzen, um ‚Räume des Krieges‘ zu analysieren, in denen es um das Geographiemachen im Krieg geht: um Territorialisierung, um Repräsentationen von Orten und Menschen zur Legitimierung von Gewalt, um subalterne Taktiken, sich Gewaltordnungen zu entziehen, aber auch um die Technologien hybrider Kriegsführung. Diese Ansätze arbeiten stark praxistheoretisch und zeichnen die materiellen Praktiken verschiedener Akteure in Räumen des Krieges nach. Dabei zeigt sich einerseits das Spannungsfeld zwischen Gewalt und Ordnung, aber auch die ‚Grauzonen‘ zwischen Krieg und Frieden.

Hier wäre zu fragen: Wo bleibt der ‚Frieden‘? ‚Räume des Krieges‘ als Perspektive reproduziert die Grenzziehung zwischen Krieg und Frieden, aber an vielen Orten, die unter Gewalt leiden, sind diese Grenzen ja verschwommen – bedeutet das Ende von Kampfhandlungen oder ein Waffenstillstand schon Frieden? Welche Gewaltverhältnisse werden bei einem Friedensschluss weitergetragen? Ist Krieg auch dann, wenn die Kampfhandlungen einmal – vielleicht auch nur vorübergehend – weitergezogen sind? Ein praxistheoretischer Ansatz analysiert hier die alltäglichen Taktiken, Praktiken und Diskurse, durch die und mit denen Menschen durch die Grauzonen von Krieg und Frieden ihr Leben vollziehen. Tolstois *Krieg und Frieden* lässt grüßen.

Ein anderer, wichtiger Ansatz zur Analyse von Kriegen und Konflikten, der von Martin Doevenspeck

und Gabriele Schrüfer erwähnt wird und prominent im Interview mit Paul Reuber und Stefan Applis zur Sprache kommt, ist die Diskursanalyse der Kritischen Geopolitik, die in der deutschen Hochschulgeographie von Paul Reuber starkgemacht und von Stefan Applis auch in die Schulgeographie getragen wurde. Beide betonen, wie wichtig die Diskursanalyse für die Aufdeckung polarisierender Identitätskonstruktionen und Raumbilder ist, die die andere Seite eines Konfliktes – ob kriegerisch oder gesellschaftlich – abwerten, dehumanisieren und als Feind definieren. Dieser Ansatz eignet sich nicht nur für die Schulgeographie, sondern auch für die Grundlagenlehre an den Hochschulen, um für aktuelle geopolitische Krisen zu sensibilisieren.

Zugleich verstellt ein rein diskursanalytischer Ansatz wichtige Einsichten, die Keen durch seine provokante Frage in den Raum gestellt hat: Für Keen erfüllen die bipolaren Repräsentationen von ‚wir‘ und ‚die Anderen‘ bestimmte Funktionen in der Politischen Ökonomie des Krieges und des Friedens – indem sie Formen von Gewalt oder Ungerechtigkeiten rechtfertigen. Wichtiger als die diskursiven Logiken dieser Repräsentationen werden dann Fragen, wie solche Repräsentationen ‚funktionieren‘, um bestimmte Formen von Gewalt in Kriegsgebieten zu legitimieren oder zu camouflieren.

Kriege ‚anderswo‘ werden auch im schulischen Alltag in Deutschland, Österreich oder der Schweiz zum Thema, weil Biographien von Schüler*innen (oder von deren Eltern) durch Flucht und Vertreibung selbst geprägt sind. Stefan Applis plädiert deshalb für einen autobiographischen Ansatz. Er betont dabei insbesondere die Wichtigkeit einer Reflexion über die Reaktivierung patriarchaler Deutungsmuster in Krieg, Flucht und Vertreibung. In ihrem Beitrag über queere Asylbewerber*innen zeigen Lotte J. Hiller und Patrick Walz zugleich die Komplexität dieser Beziehungen unter Geflüchteten auf und warnen davor, dass einfache Opferzuschreibungen zugleich eine postkoloniale Erzählung befördern, in der die Arbeit europäischer Hilfsorganisationen als Rettungstat ihren Auftritt hat, die sich aus einem Überlegenheitsgefühl speist, das auf tiefsitzende koloniale Muster zurückgeht. Keen warnte für die Kriege der 1990er Jahre auf dem afrikanischen Kontinent vor einem ähnlichen Rettungsnarrativ militärischer und friedensbildender Interventionen des Westens. Denn solche Rettungspraxis aus dem Gefühl der Überlegenheit wertet zugleich diejenigen ab, denen die Rettung zukommt.

Flucht und Asyl ist auch das Thema des Beitrags von Christiane Hintermann und Herbert Pichler, in dem diese aufzeigen, wie Schüler*innen für die Widersprüchlichkeiten und Grauzonen des europäischen Asylregimes sensibilisiert werden sollen. Ein wichtiger

Punkt, den sie nicht direkt ansprechen, der aber für ihr Anliegen relevant ist, sind Repräsentationen von Herkunftsländern als ‚sicher‘, wenn offene Kampfhandlungen enden, die Rückführungen von Geflüchteten rechtfertigen. Hier ist Keens Argument wichtig, dass die Abwesenheit von ‚Krieg‘ (bzw. militärischen Auseinandersetzungen) nicht gleichbedeutend mit der Anwesenheit von ‚Frieden‘ ist. Viele ehemalige Kriegsgebiete, aus denen Geflüchtete in Europa stammen, sind noch weit von einer Situation entfernt, die als ‚Frieden‘ bezeichnet werden könnte. Stattdessen wirken Gewaltordnungen des Krieges auch nach seiner Beendigung fort. ‚Frieden‘ unterscheidet sich hier nur graduell, nicht kategorial, vom ‚Krieg‘. Aber diese Schatten des Krieges werden in Diskursen zur Rückführung von Geflüchteten aus politischen Gründen gerne ausgeblendet.

Kriege lassen sich auch vermeiden. Dies ist der Tenor von Thomas Hoffmann, der am Beispiel grenzüberschreitender Wasserkonflikte erläutert, wie im Geographie-Unterricht lösungsorientierte Ansätze zur Bearbeitung von Wasserkonflikten behandelt werden können, um latente Konflikte über die Verteilung von Wasserressourcen grenzüberschreitender Gewässer zu entschärfen – und in historisch günstigen Momenten ‚Frieden‘ auch materiell verankern, wie das erfolgreich in der grenzüberschreitenden Kooperation am Rhein institutionalisiert wurde. Die Argumentation könnte aber auch umgedreht werden: Timmo Gaasbeek (2010) zeigt z. B. wie während des Bürgerkriegs in Sri Lanka Bewässerungsanlagen, deren Kanäle mitten durch die Frontlinien verliefen, trotz heftiger kriegerischer Auseinandersetzungen über viele Jahre hinweg weiterbetrieben wurden. Wasserressourcen sind nicht immer Ausgangspunkt von Konflikten, sondern können auch zur Stabilisierung sozialer Ordnungen beitragen. Die kategorialen Grenzen von Krieg und Frieden verschwimmen auch hier.

IV.

Abschließend möchten wir mit Keen (2000) auf den russischen Angriffskrieg in der Ukraine schauen, der, wie zu Beginn dargelegt, von einflussreichen Protagonist*innen als Zeitenwende und Rückkehr des Krieges nach Europa gedeutet wurde. In der Tat bringt dieser Krieg eine Form von Gewalt zurück, die zuvor – zumindest für Europa – in die Geschichte verwiesen worden war. Die Überlegungen von Keen laden jedoch dazu ein, hinter die Schlagzeilen und auch hinter dieses Bild von der Rückkehr der Geschichte zu blicken, um die Grauzonen zwischen Krieg und Frieden, die eigentlich nie aus Europa verschwunden sind, aufzuzeigen. Keen hatte ja argumentiert, dass

wir durch die Vorstellung eines Konflikts als Binärzustand zwischen Frieden und Krieg die im Frieden verborgene Gewalt übersehen.

Diese Diffusität zeigt sich bereits beim Versuch, den Übergang vom Frieden zum Krieg im wechselvollen Verhältnis zwischen Russland und der Ukraine zu datieren. Gemeinhin wird der Beginn des Krieges auf die frühen Morgenstunden des 24. Februar 2022 festgelegt, als der russische Präsident Wladimir Putin seine sogenannte ‚militärische Sonderoperation‘ ankündigte und das russische Militär eine Reihe von Angriffen auf die gesamte Ukraine von Ost nach West startete, bevor es mit Bodentruppen einmarschierte (vgl. Lister et al. 2022). Hier erscheint der offensichtliche Ausgangspunkt eines konventionellen Kriegs zu liegen, wie er von Keen (2000: 1–2) beschrieben wird: als ein Konflikt zwischen zwei Seiten mit gegensätzlichen politischen Zielen, der oft in binärer Form zwischen ‚Guten‘ und ‚Bösen‘ dargestellt wird. Eine andere Sichtweise datiert den Beginn des Krieges nicht auf 2022, sondern auf 2014 mit der Annexion der Krim und der russischen Invasion und Besetzung großer Teile der Gebiete Donezk und Luhansk (vgl. Hai-Nyzhnyk 2017). Der russische Staat führe einen *hybriden* Krieg in verschiedenen Formen im postsowjetischen Raum von Moldawien bis Georgien (vgl. Davidenko 2021). Diese in den mittel- und osteuropäischen Ländern weit verbreitete Sichtweise betrachtet die russische Aggression als Teil eines langjährigen Erbes des russischen Imperialismus und Kolonialismus (vgl. Eristavi 2023).

Gerade in den vom Krieg besonders betroffenen Grenzregionen gab es vor 2014 keine klar abgrenzbaren Loyalitäten zu Ukraine oder Russland. Mehr als Sprache oder ethnische Zugehörigkeit prägten grenzüberschreitende Alltagspraktiken und grenzüberschreitende Familiennetze das Leben (vgl. Zhurhenko 2013). Auch innerhalb der Ukraine waren die Identitäten verschwommen. Allerdings zeigte sich, dass vor dem großen Krieg im Jahr 2022 die persönliche Identifikation mit ‚europäischen‘ oder ‚sowjetischen‘ supranationalen Vorstellungen jeweils mit der Unterstützung ukrainischer oder russischer Narrative korrelierte, wobei letztere gezielt durch russische Desinformationskampagnen geformt wurden (vgl. Gentile 2020). Vor diesem Hintergrund sahen diejenigen Teile der ukrainischen Gesellschaft, die sich mit Russland identifizierten, die Auseinandersetzungen zwischen dem ukrainischen Militär und der Separatistenbewegung von 2014 als Bürgerkrieg an. Sie interpretierten die Gewalt der Separatisten als Ausdruck legitimer politischer Missstände. Mit der zunehmenden Brutalisierung der russischen Kriegsführung nach 2022 nahm jedoch in weiten Teilen der ukrainischen Gesellschaft die Sicht zu, die den Aufstand als von Russland angezettelt ansieht und von einer russischen Besatzung spricht.

Dies ist jedoch nicht die ganze Geschichte. Waren die Identitäten vor der Verschärfung der Konfliktlage uneindeutig und verschwommen und entzogen sich so einer klaren bipolaren Kategorisierung, so hat die russische imperiale und militärische Aggression – die sich als existenzielle Bedrohung der Ukraine auswuchs – nicht nur zu einer Verhärtung der Grenzen, sondern auch der Identitäten geführt. Während die russische Sprache für eine große Zahl von Ukrainer*innen die Muttersprache und in fast allen Teilen des Landes allgegenwärtig war, führte der Krieg zu einem Wiederaufleben der ukrainischen Sprache, und viele, deren Muttersprache Russisch ist, weigern sich, sie weiter zu sprechen (vgl. Palikot 2023; Soldak et al. 2024). Der Krieg hat also zu einer Abgrenzung und zu einem neuen Selbstverständnis sogar innerhalb einzelner Familien geführt (vgl. Wolfe et al. 2024). Zugleich hat die russische Kriegsführung dieses ‚Othering‘ durch ihre anti-ukrainische Staatspropaganda und die Brutalität ihrer Kriegsführung noch verstärkt und auch auf russischer Seite tief im öffentlichen Diskurs verankert.

Keen verweist auch auf die ökonomische ‚Funktion‘ des Krieges, d. h., Krieg führen wird für einige wenige, aber machtvolle Akteure zu einer ökonomisch attraktiven Betätigung. In Russlands Kriegsökonomie im Umfeld des Regimes um Putin lassen sich dafür viele Beispiele aufführen, die verdeutlichen, warum die Weiterführung des Krieges zwar für die große Mehrheit der russischen Bevölkerung desaströs, für einige Oligarch*innen aber große Gewinne abwirft. Die ökonomische Funktion lässt sich aber noch ausdifferenzieren: Dies gilt umso mehr, wenn man die Korruptionsgeschichte des ehemaligen ukrainischen Präsidenten Janukowitsch, der eng mit den russischen Eliten in Wirtschaft und Politik sowie mit dem russischen Staat selbst verbunden war, berücksichtigt. Diese enge Verbandelung russischer und ukrainischer Eliten stand in Spannung zu Forderungen der ukrainischen Öffentlichkeit nach einer engeren Integration in die Europäische Union – ein Konflikt, der zur Maidan-Revolution der Würde und schließlich zum russischen Krieg gegen die Ukraine führte (vgl. Bialasiewicz 2024; Wilson 2016).

Es könnte jedoch auch argumentiert werden, dass der russische Krieg gegen die Ukraine eine Art Umkehrung der These von Keen darstellt bzw. dass sich von 2014 bis heute die Form des Krieges zwischen Russland und der Ukraine von Keens Beschreibung der Kriege der 1990er Jahre – Korruption, begrenzte Erkundung von Gewalt, bizarre Beispiele von Kooperation und ein Primat der Akkumulation und des Geldverdienens – verschoben hat hin zu einer Form des Krieges, die stärker dem klassischen Verständnis von Krieg ähnelt: zwei sich verfeindet gegenüberstehende Seiten, die sich über klare politische und territoriale Bruchlinien erbittert bekämpfen.

Dennoch stellt sich nach so vielen Jahren der Gewalt die Frage, wie der Übergang von diesem Krieg in einen zukünftigen Zustand des Friedens aussehen soll. Keen (2000: 11) hat Recht, wenn er die allzu einfache Lösung „eines Pakets aus Gerechtigkeit, Wiederaufbau, Entwicklung, Demokratie, Waffenstillstand und Liberalisierung“ in Frage stellt. Er weist darauf hin, dass Gewaltstrukturen des Krieges trotz dieses ‚Paketes‘ nach einem Friedensschluss oft in neuer Form weiterleben. Auch nach einem Ende der russischen Angriffe ist noch keineswegs klar, wie ein ‚Frieden‘ aussehen und ob er wirklich das Gegenteil des Krieges bringen wird, vor allem, wenn dieser einhergehen sollte mit einer russischen Annexion signifikanter Teile des ukrainischen Territoriums. Wie z. B. wirken Gewaltstrukturen des russischen Militärs und seiner verbündeten Milizen in diesen Regionen fort? Aber auch: Wie werden politische oder ökonomische Strukturen, die im Krieg in der Ukraine entstanden sind, die Entwicklung der ukrainischen Gesellschaft prägen?

Solche Fragen erhalten noch größere Relevanz angesichts der von Donald Trump als neugewählter Präsident begonnenen Initiativen, mit Russland einen ‚Friedensschluss‘ ohne Beteiligung der Ukraine oder der europäischen Verbündeten der USA direkt auszuhandeln. So mag zwar ein solcher ‚Friedensschluss‘ den militärischen Schlagabtausch beenden. Aber damit ist noch keineswegs ein ‚Frieden‘ verbunden, wenn darunter mehr als die Abwesenheit der Kampfhandlungen verstanden wird. Und so stellt sich auch für die Ukraine Keens Frage: „War and peace – what’s the difference?“

Literatur

- Bialasiewicz, L. (2024): Geographical Storylines and the Russian Invasion of Ukraine: Narrative Power and Narrative Taboos, a (Difficult) Conversation. In: *Environment and Planning C: Politics and Space* 42(7). S. 1105–1107.
- Davidenko, A. (2021): 29th anniversary of the beginning of the hybrid aggression of the Russian Federation against the Republic of Moldova in Transnistria (1992) compared to the beginning of the similar hybrid aggression of the Russian Federation against Ukraine in Crimea and Donbass (2014). In: *PLURAL. History. Culture. Society* 9(2). S. 84–96.
- Elwert, G. (1997): Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt. In: von Trotha, T. (Hg.): *Soziologie der Gewalt*. Westdeutscher Verlag, Opladen. S. 86–101.
- Eristavi, M. (2023): *Russian Colonialism 101: How to Occupy A Neighbor and Get Away With It*. IST Publishing, Kyiv.
- Foucault, M. (1986): *Vom Licht des Krieges zur Geburt der Geschichte*. Merve, Berlin.
- Gaasbeek, T. (2010): *Bridging troubled water? Everyday inter-ethnic interaction in a context of violent conflict in*

- Kottiyar Pattu, Trincomalee, Sri Lanka. Universität Wageningen, Wageningen.
- Gentile, M. (2020): Diabolical Suggestions: Disinformation and the Curious Scale of Nationalism in Ukrainian Geopolitical Fault-Line Cities. In: *Geopolitics* 28(0). S. 1681–1709.
- Gregory, D. (2010): War and peace. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 35(2). S. 154–186.
- Gregory, D. (2011): The everywhere war. In: *The Geographical Journal* 177(3). S. 238–250.
- Habermas, J. (2022): Krieg und Empörung. In: *Süddeutsche Zeitung* 28.04.2022. <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/das-dilemma-des-westens-juergen-habermas-zum-krieg-in-der-ukraine-e068321?reduced=true> (28.02.2025)
- Hai-Nyzhnyk, P. (2017): The Occupation and Annexation of Crimea by the Russian Federation in 2014 as an Act of Aggression Against Ukraine: The Course of the Invasion and Evidence of an International Crime. In: *Gileya: Naukoviy Visnik* 118. S. 110–25.
- Keen, D. (2000): War and peace: What's the difference? In: *International Peacekeeping* 7(4). S. 1–22.
- Lister, T., T. John & P. P. Murphy (2022): Here's What We Know about How Russia's Invasion of Ukraine Unfolded. In: *CNN* 24.02.2022. <https://www.cnn.com/2022/02/24/europe/ukraine-russia-attack-timeline-intl/index.html> (28.02.2025)
- Megoran, N. (2011): War and peace? An Agenda for Peace Research and Practice in Geography. In: *Political Geography* 30(4). S. 178–189.
- Merkel, R. (2000): *Der Kosovo-Krieg und das Völkerrecht*. Suhrkamp, Berlin.
- Münkler, H. (2002): *Die neuen Kriege*. Rowohlt, Hamburg.
- Palikot, A. (2023): 'It Will Perish When I'm Gone': Russian Language Usage Plunges In Wartime Ukraine. In: *Radio Free Europe/Radio Liberty* 20.05.2023. <https://www.rferl.org/a/russian-language-use-plunges-wartime-ukraine/32419351.html> (28.02.2025)
- Schetter, C. (2017): Krieg. In: Bitz, F. & M. Speck (Hrsg.): *Helden des Helfens. Die deutsche Katastrophenhilfe im internationalen Einsatz*. Lau Verlag, Reinbek. S. 221–242.
- Soldak, M., K. Mezentsev, E. Batunova, A. Haase & D. Haase (2024): Emergent Urban Resilience In Ukraine: Adapting To Polycrisis In Times Of War. In: *Ekonomichna Ta Sotsialna Geografiya* 92. S. 6–13.
- Wilson, A. (2016): The Donbas in 2014: Explaining Civil Conflict Perhaps, but Not Civil War. In: *Europe-Asia Studies* 68(4). S. 631–652.
- Wolfe, S. D., O. Denysenko, D. Krichker, O. Rebro & M. Gunko (2024): The Intimate and Everyday Geopolitics of the Russian War Against Ukraine. In: *Geopolitics* 29(4). S. 1474–1501.
- Zhurzhenko, T. (2013): We Used to Be One Country' Rural Transformations, Economic Asymmetries and National Identities in the Ukrainian-Russian Borderlands. In: Bacas, J. L. & W. Kavanagh (Eds.): *Border Encounters: Asymmetry and Proximity at Europe's Frontiers*. Bergahn Books, Oxford. S. 193–212.

